

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Band: 16 (1974)
Artikel: Engadiner Miniaturen
Autor: Stupan, Victor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-972339>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Engadiner Miniaturen

von Victor Stupan

Das Spiegelbild im See

Wenn der Wind weht, auch nur leicht, kräuseln sich die Wellen, und du kannst nichts sehen im See oder höchstens ein verzerrtes undeutliches Bild dessen, was hineinschaut, oder vielleicht die Oberfläche, den Schaum des Wassers, kleine Blasen, die werden und vergehen, Holzstücke, hin- und hergeschaukelt, hungrige Fische, die nach Mücken schnappen . . ., und in der Ferne segelt genießerisch ein Boot. Das ist alles!

Ich finde es zwar unterhaltend, dieses Spiel der Oberfläche. Eine Weile mindestens. Ich versuche vergebens, die Wasserbläschen in der hohlen Hand aufzufangen. Ich greife nach lästigen Mücken und werfe sie ins Wasser. Futter für hungrige Fische.

Aber bald übermannt mich der Schlaf. Ich döse ein am Gestade des lieblichsten Bergsees.

Wie lange ich geschlafen habe? ich weiß es nicht. Schlaf ist zeitlos.

Als ich erwache . . . oder habe ich nur geträumt? Traum und Wirklichkeit! Wer mag sie voneinander scheiden? Vielleicht sind unsere Träume doch wirklich . . . oder, was wir Wirklichkeit nennen, nur geträumt! Was weiß ich?

Nun, die Sonne steht im Zenit, und, was mich erstaunt an diesem Ort: der sonst regelmäßig wehende Wind hat sich gelegt, der See ist spiegelglatt und so leuchtend klar wie noch nie.

Ich setzte mich auf, bücke mich leicht nach vorn und entdeckte mein eigenes Spiegelbild im Wasser, meinen Doppeltgänger.

«Nein», rufe ich, «dieses verlängerte, leicht verzerrte Gesicht bin ich nicht.»

Wie ist doch der Mensch eitel! Am meisten, wenn er glaubt, es nicht zu sein.

Seit einer Woche bin ich von Berghütte zu Berghütte gewandert. Das einfache Leben ist schön. Schlafen auf Pritschen, essen aus dem Rucksack und des Morgens: Kopf ins eiskalte Brunnenwasser und kein Bartputzen. Herrlich!

Und jetzt? Schrecklich, diese halbergrauten Stoppeln . . . aber modern. Vielleicht sollte ich doch den Bart wachsen lassen! Um «in» zu sein! Um zu protestieren! Gegen das Establishment. Das tönt so schön, so überzeugend: «in», Protest, Establishment. Ich werfe einen kleinen Kieselstein ins Wasser. Wie wenig es braucht, um ein Menschenbild vollständig zu zerstören!

«Auch ein Wort kann das Bild eines Mitmenschen zerstören», denke ich, und mich friert's dabei.

Vom Ufer schnellt eine flink sich windende Forelle see-einwärts und verschwindet auf dem Seegrund.

Auf dem Seegrund?

Der See hat heute gar keinen Grund. Nur der Himmel wölbt sich von einem Ufer zum andern, tiefblau, unergründlich. Darob staune ich nicht. Himmel war noch immer unergründlich, und wehe dem Menschen des 21sten Jahrhunderts, wenn er zu tief in diesen Himmel hineingreift! Er könnte, gleich Ikaros, zu hoch fliegen, sich die Flügel an der Sonnenscheibe verbrennen und tot ins Meer stürzen.

Ob ich wohl träume?

Auch die gelbgrauen Schneeberge greifen tief ins Blaue hinein. Oder ist es eher grün? Sie dürfen's! So scheint es mir!

Und am Berghang breiten sich behäbige, schwarze Wälder aus, die bis satt an das Ufer heranreichen. Die Einzelheiten sind verschleiert, die großen Linien verzerrt... wie ein Van Gogh... oder... wie ein Märchen. Kunstwerke und Märchen sind schöner als die Wirklichkeit, wahrer als die Wahrheit selber.

Und der andere Berghang! Mein Blick gleitet über Felsen und blühende Wiesen.

«Da oben muß alles in Blust sein», denke ich. Denn strichweise sind die Hänge fast goldgelb. Der Träumer staunt ob diesem Weltwunder und faltet dabei die Hände. Nur wache Menschen können achtlos daran vorbeigehen. Vielleicht rechnen sie aus, was die Matte kostet.

Müßiger Traum! Warum erwache ich nicht? Warum sehe ich mir die Welt nicht mit wachen Sinnen an?

Hart an das Seeufer schmiegt sich das Dorf. Es macht sich breiter als nötig. Wie unordentlich hingeworfene Holzklötze recken sich die Hotels, rot... gelb... braun getüncht, von Minderwertigkeitsgefühlen befallene Wesen, die sich aufplustern und schreien, um ihre Daseinsberechtigung glaubhaft zu machen.

«Ich trage eine falsche Brille», denke ich und greife kräftig darnach. Aber sie ist am Kopfe angewachsen.

Protzig, herausfordernd blickt das Dorf zum Himmel auf.

Und immer noch klettern die vornehmen Villen den Hang hinan, das Tal hinaus und hinunter, Tracks wühlen weiterhin in der Erde, heulen aufdringlich und frech, bäumen sich auf, tragen ihre vollen Schaufeln zur Schau. Geballte Sprengladungen platzen, daß die Steine, mächtigen Hagelschloßen gleich, vom Himmel fallen.

Fortschritt!

Prächtige Herrschaftshäuser... riesige Betonstützmauern... Asphaltstraßen...

Traum ist doch Wirklichkeit!

Ich sehe sie kommen, die Makler, einzeln und in Rotten. Aus dem Schlamm des See-

grundes steigen sie auf, den Meter in der Hand und am Hutrand die flatternden Banknoten. Sie messen aus und teilen ein, und die Bauern schmunzeln und lassen sich als Landschaftsgärtner anstellen.

Sie überschütten das ganze Tal bis zuunterst und schreien nach Verkehr... mehr Verkehr... noch mehr... bessere Straßen und längere Autokolonnen!

Mühsam wälzen sich Mercedes und Chevrolets das Tal hinauf und hinunter. Es stinkt erschreckend nach Benzin und Öl.

Ich muß husten!

Aus den Kaminen der Häuser steigt gelber Rauch auf.

Echter Goldstaub?

Vielleicht!

Er legt sich schwer auf die wenigen noch blühenden Matten und erstickt das Wachstum ihrer Blumen und Gräser.

Ich schüttle den Kopf. Furchtbarer Traum? Schreckliche Wirklichkeit? Apokalyptische Vision!

Ich senke die Augen, vor Scham. Verzerrt grinst mir mein eigenes Spiegelbild aus dem See entgegen. Und einem schmutzigen Schleier gleich treibt trübes Wasser vom Ufer gegen die Seemitte. Rücklings schwimmen die Fische an die Oberfläche. Der Duft menschlicher Exkreme steigt mir in die Nase.

Mich schüttelt der Frost, mich überfällt eine unsagbare Wut. Ich greife nach einem großen Stein und werfe ihn mit aller Wucht ins braungrüne Wasser.

Zerstört das Bild... zerstört der Traum... und die Wirklichkeit? Ich wische mir den Schweiß von der Stirne und gehe meines Weges.

Ein närrischer Einfall

Nicht selten lacht man im Alter über Gedankensplitter junger Jahre, vielleicht mit Unrecht, nur weil man dem forschen, unternehmungsfreudigen Geist der Jugend nicht mehr zu folgen vermag, hin und wieder auch begründet, weil Jugend noch immer gärender Wein war, es sein darf und sein soll, aber

später klärt sich der Wein, und erst dann ist er wirklich genießbar.

Dann gibt es aber auch jugendliche Gedankenblitze, die sich entzünden, hell aufleuchten, sofort ins Unterbewußte verdrängt werden und erst viel später, begründet oder unbegründet, wieder auftauchen, oft so klar, als wäre ein einziger Tag dazwischen verstrichen.

An den Kommandanten der Batterie 9
F e l d p o s t

Ja, dies ist tatsächlich die Adresse eines Briefes, den ich vor mehr als 40 Jahren schrieb.

Ich war frischgebackener Lehrer und Soldat. Seminar und Rekrutenschule hinter mir. Beides nicht gerade «Summa cum laude», aber immerhin recht gut bestanden, und ich wartete auf das Aufgebot für die UOS und auf eine gnädige Behörde, die mich als Lehrer anstellen würde.

Als Lehrer im damaligen Kanton Graubünden angestellt zu werden war ein Kunststück besonderer Art. 72 Patentierungen, 6 ausgeschriebene Stellen. Es gab junge Kollegen, die sich offerierten, sonntags für die Kirchgemeinde unentgeltlich die Orgel zu spielen, auch wenn sie nur auf weißen Tasten spielen konnten und ein *f* oft entsetzlich nach *fi* schrie, den Männer- oder gemischten Chor zu leiten, obwohl sie kaum imstande waren, «Rote Rösli im Garte» zu singen, die Tochter des Gemeinde- oder Schulpräsidenten unbeschadet zu heiraten, kurz, man machte alles mögliche und unmögliche, um zu einer Stelle zu kommen, und kam doch nicht dazu.

Ich hatte noch eigentlich Glück. Nicht dank meiner Zeugnisse oder einer persönlichen Protektion. Nein, meine Zeugnisse waren mittelmäßig, und von meinen sämtlichen Vorfahren war in den letzten zwei Jahrhunderten keiner über die Dorfgrenzen hinaus bekannt geworden, und im Heimatdorf selber hatte man mir gleich am Anfang deutlich zu verstehen gegeben, daß man keine dorfeigenen Schulmeister wünsche.

Aber ich konnte schlecht und recht Handorgel spielen, vermutlich mehr schlecht als

recht. Ich kam dadurch zu einer mageren Anstellung (Kost und Logis, Fr. 120.— im Monat) und zur schönsten Zeit meines Lebens.

Ein gnädiger Hoteldirektor in Maloja, der für seine beiden Buben einen handorgelspielenden Lehrer wünschte, stellte mich an. Ich hatte mit zwei unbändigen Knaben täglich 2—3 Unterrichtsstunden. Im Hauptberuf war ich aber verliebt, zum erstenmal sterblich verliebt in ein junges, hübsches, gescheites, musikalisches Mädchen. Wer sich da noch mehr wünschte, wäre meines Erachtens als unbescheiden zu bezeichnen.

Aber ich sehe, daß ich bedenklich vom eigentlichen Thema abkomme. Wollte ich doch von jenem Brief an den Kommandanten der Batterie 9 erzählen.

Es war ein kalter, vorwinterlicher Tag, als ich neben meiner Handorgel im Postauto von San Murezzan gegen Maloja fuhr. Die Seen waren noch offen, das Tal aber eingeschnitten. Ich fuhr zum erstenmal diese Strecke und bewunderte die unvergleichliche Oberengadiner Seelandschaft, bis, kurz nach Segl Maria, sich meinem spähenden Blick etwas Eigenartiges in den Weg stellte: ein Rechteck, quer durch das Tal gezogen, am Ende des halbver-eisten Silsersees. Lange hielt ich es für eine militärische Festung, eine klassische Talsperre, gleich der Kaiser-Franz-Feste am südlichen Brenner. Erst im Näherkommen entpuppte sich das Ding als Haus, und als wir im Postauto vorbeifuhren, konnte ich die Aufschrift lesen: Maloja Palace.

Hier sollte ich also die nächsten Monate verbringen, hier in diesem scheußlichen Hotel, das die ganze Gegend verschandelte, das man eigentlich hätte zusammenschießen sollen.

Ein halbes Jahr später, als ich Maloja im Winter und im Sommer kannte, schrieb ich jenen Brief, den ich nie abschickte. Vermutlich landete er im Papierkorb. Ich vergaß ihn im Rausche der herrlichen Tage, die ich in dieser herrlichen Gegend mit herrlichen Menschen verbrachte.

Letzten Sommer, als ich allein über Fuorcla Grevasalvas wanderte und einige Tage in Ma-

loja verweilte, tauchte alles wieder klar vor meinen Augen auf.

Es war Ende Juni. An der Nordflanke klebte noch der Schnee an den Hängen, die Südflanke war aber schneefrei.

Vom tiefblauen Engadinerhimmel sprechen tönt beinahe abgegriffen und sentimental. Und doch . . .

Einige Wolken spielten Verstecken um die Margna.

Ich besuchte den Weiler Grevasalvas. Zu dieser Zeit, da der Bergfrühling sein Jahresfest feiert, waren die umgebenden Matten blumendurchwirkt. Gottlob haben einsichtige Männer das Nötige vorgekehrt, um diesen idyllischen Weiler vor dem gänzlichen Zerfall zu retten.

Ich übernachtete in Maloja. Ich wollte andern Tags das Dorf und seine Umgebung abklopfen, alle erinnerungsschwangeren Ecken und Winkel aufsuchen.

Einige neue Villen sind indessen entstanden. Man könnte sie gut meiden; aber sie fügen sich recht ordentlich ins Dorfbild.

Dann suchte ich den Pilagraben auf, den Ort meiner ehemaligen einsamen Spaziergänge. Von den Hängen leuchteten mir in der Morgensonne die blühenden Alpenrosen entgegen. Unbeschreiblich schön! Rot . . . rot, rot! Nur aus der Nähe blickten mir zwischen den prangenden Blüten die rostbraunen Blätter entgegen: *rhododendron ferrugineum*.

Der Pilagraben empfing mich in seiner altgewohnten, friedlichen Ruhe. Knorrige Arven, blühende Matten, verlorene Steine, Überbleibsel eines Bergsturzes, sprudelnde Quellen, sumpfige Wiesen und immer wieder Alpenrosenfelder.

Gemütlich stieg ich den Hang hinan, grüßend, hier einen Stein, dort ein einsames Bänklein . . .

Die Gletschermühlen am südöstlichen Hang, damals noch dem Schicksal überlassen, waren unter der vorsorglichen Hand des Heimatschutzes sauber herausgeputzt und dem Wanderer zugänglich gemacht. Und das Schloß Belvedere! Ja, es trägt mit Recht seinen Namen. Daß aber gerade dieses scheußliche,

baufällige Castell, das um die Jahrhundertwende dem Hirngespinst irgendeines ausländischen Millionärs entsprang, daß es ausgerechnet hier gebaut wurde und nach bald 100 Jahren immer noch hier stand, das ärgerte mich. Nicht einmal die Erinnerung an schön erlebte Stunden vermochte den Ärger zu dämpfen.

Am Nachmittag besuchte ich Segantinis Grab. Wild, aber schön, wie früher. Dann wanderte ich nach Cavlocchia. Im See sprangen die Fische nach Mücken, in den Lüften kreiste ein Adler, und aus den Büschen ertönte das Gekrächze der Eichelhäher. «Alles noch im besten Gleichgewicht», dachte ich.

Erst gegen Abend besuchte ich meinen alten Standort: Hotel Maloja Palace. Seine Tore waren noch geschlossen. Es stand aber nicht minder protzig da und schaute mich wie ein Blinder mit erloschenen Augen an. Zunächst schüttelte ich bedenklich den Kopf, dann mußte ich aber lachen, laut auflachen. Mir fiel wieder die Talsperre ein, und aus meinem Unterbewußtsein tauchte jener Brief an den Kommandanten der Batterie 9 auf, Wort für Wort. Ich setzte mich auf ein halbzerfallenes Bänklein und schrieb ihn auf:

Sehr geehrter Herr Kommandant,

ich habe per Zufall vernommen, daß Sie sich mit Ihrer Batterie in Plaun da Lej in Stellung befinden. Sie zielen irgendwohin, auf die Schneefelder der Margna, auf die grauschimmernden Felsen des Piz Grevasalvas oder so. Das muß doch langweilig sein, für Sie und Ihre Soldaten. Ich wüßte bessere, lohnendere Ziele. Visieren Sie das Schloß Belvedere an, zertrümmern Sie diesen Schandpfahl der herrlichsten Landschaft der Welt. Dann schießen Sie in Direktschuß auf das Maloja Palace.

Es genügt, wenn Sie uns eine Stunde vorher warnen, damit Sie keine Menschenleben auf Ihr Gewissen laden müssen. Wir sind alle bereit zu fliehen. Schießen Sie auch diese Bude bis auf ihre Grundmauern zusammen.

Man wird Sie als verrückt bezeichnen und lebenslänglich internieren. Als Entgelt bürge ich Ihnen für ein würdiges Denkmal nach Ihrem Tode.

Was sind die 30 Jährchen, die Sie noch zu leben haben im Vergleich zu den Jahrtausenden, da Sie am Kopfe des Lej da Segl auf einem kleinen Sockel sitzen und das Engadin hinunterblicken werden? Und der Wanderer, der hier vorbeigeht, wird stillestehen und lesen: Hier ruht in Frieden . . . und er wird vor Ihnen den Hut lüften . . .

Mit vorzüglicher Hochachtung

Damals lernte ich beten

Endlich ein warmer Junitag, ein Bergfrühlingstag, wie ich noch keinen sah. Und da ich zu arbeiten nicht die geringste Lust empfand, entschloß ich mich kurzerhand, ins Engadin zu fahren. Dabei hatte ich nichts Besonderes vor, weder Abenteuerliches noch brav Bürgerliches. Ich wollte nur wieder einmal das Engadin genießen: die Matten, die Seen, die Berge, die Gletscher, den Himmel, die Wolken. Ja, die Wolken, die haben es mir ange-tan! Und ich wollte allein sein.

Wieso ich zu diesem Zwecke an die Oberengadiner Seen fuhr und nicht in ein einsames Tal wie Val d'Uina, weiß ich nicht. Wie manches tut man und weiß nicht recht warum und merkt erst nachträglich, daß es doch richtig war.

Ich parkte mein Auto außerhalb des Dorfes und zog ziel- und wunschlos durch Segl Maria, erwiderte den romanischen Gruß der Kinder auf der Straße, die auch den Fremden freundlich grüßten:

«Bun di, bun di, che fais?»

«Ünguotta.»

«Giais auncha a scoula?»

«Na.»

«E che fais da sted?»

«Nus giains pels hotels a guadagner raps.»

«Bravs, mieus iffaunts!»

Auch die Erwachsenen begegneten mir freundlich. Noch hatte die Sommersaison nicht richtig angefangen, und sie fanden Zeit für einen Gruß, für ein freundliches Wort.

Gemütlich schlenderte ich nach Segl Baselgia, wo mir einige Prachtsexemplare von Engadiner Häusern auffielen. Ich stand davor

und schüttelte den Kopf. Wann war ich zum letztenmal hier? Es mußte lange her sein. Ich konnte mich nicht mehr an sie erinnern.

«Natürlich», dachte ich, «wir armen Automobilisten fahren an Segl vorbei, immer, weil wir es eilig haben und den geraden und kürzesten Weg wählen. Das liegt im Wesen des Motors: gerade, breite Straßen und . . . Gas . . . Gas.

In meiner «Blehbüchse» fühle ich mich oft wie in einer Zwangsjacke, ein Verrückter, gebunden durch die Tourenzahl des Motors. Und doch fahren wir alle Auto, wir schizophrene Menschen des 20. Jahrhunderts.

Ich streckte mir selber die Zunge heraus, als ich mein Spiegelbild in einer Fensterscheibe erblickte.

Ich mache den Rundgang der Halbinsel Chastè. Daß mir dabei Friedrich Nietzsche einfällt, versteht sich beinahe von selber. Das gehört sozusagen zum guten Ton eines jeden auch nur einigermaßen zivilisierten Menschen. Und wer bildet sich nicht ein, es zu sein?

«Gott ist tot», fährt es mir schemenhaft durch den Kopf. Ob er, der Kenner griechischer Kultur, an deren Götter dachte, als er den christlichen Gott sterben ließ und dafür seinen Übermenschen schuf? Oder hatte er sich eins gefühlt mit dieser großen, gewaltigen Landschaft und so seinen Zarathustra, seinen Übermenschen erlebt?

«O Mensch! Gib acht!

Was spricht die tiefe Mitternacht?

Ich schlief, ich schlief —,

Aus tiefem Traum bin ich erwacht: —

Die Welt ist tief,

Und tiefer als der Tag gedacht.

Tief ist ihr Weh —,

Lust — tiefer noch als Herzeleid:

Weh spricht: Vergeh!

Doch alle Lust will Ewigkeit —,

Will tiefe, tiefe Ewigkeit!»

Dieses in Stein gemeißelte, mir längst bekannte Gedicht fesselt immer wieder meine Aufmerksamkeit, wenn ich hier vorbeigehe. Hatte Nietzsche an Zeus, an Apollon, an Dionysos gedacht, als er Zarathustra vorbeigehen sah?

Ich setze mich aufs Straßenbord. Die ganze Talebene von Suot ova bis zum Lej da Silva-plauna liegt offen vor mir. Hier will man also eine Stadt bauen, eine Stadt für 5000 Einwohner. Ich fühle, wie mir die Schamröte ins Gesicht steigt. Ich erschrecke. Mir schwindelt einen Augenblick.

«Apollon», denke ich wieder und sehe den Westgiebel des Zeustempels in Olympia, sehe den Kampf des Lapithenkönigs Peirithoos gegen die wilden, beutegierigen Kentauern. Halb Mensch, halb Tier. Ein Kampf auf Leben und Tod.

Aber in der Mitte steht Apollon, groß, überlegen, nach rechts blickend, mit ausgestrecktem Arm.

Eine überwältigende Figur, die mit einer eindringlichen Geste die Kentauern in die Schranken weist, und der Zuschauer ahnt, daß der Kampf im voraus zugunsten der Lapithen entschieden ist.

«Ja», denke ich, «die Griechen hatten es gut. Im entscheidenden Augenblick griffen die Götter ein und stellten die zerstörte Ordnung wieder her, mit einer Handbewegung.»

Und wir Heutigen?

Gott ist tot, hat Nietzsche gesagt, und die Demokratie ist die schlimmste aller staatlichen Ordnungen. Das hat er auch gesagt. Ich fliehe den Ort und schreite gedankenverloren ins Fextal. Ich sehe weder die blumenbesäten Wiesen noch den grünen Schleier der jungen Lärchen. Suot ova will mir nicht aus dem Kopf.

«Eine Stadt am Lej da Segl», denke ich.

Irrsinn!

Erst, als das Kirchlein in Sicht kommt, erwache ich aus meiner Lethargie

«Ja, das gibt es also noch! Kirchen!»

Natürlich weiß ich das. Aber wenn sie leer oder nicht mehr Gottes Wohnung sind? Mühsen sie es sein?

«Der alte Gott ist tot.»

«Hübsch ist sie mindestens, die kleine Kirche», denke ich und begeben mich ins Hotel nebenan. Es ist Vorsaison. Ich bin einziger Gast.

Ermattet werfe ich mich aufs Bett und schlafe sofort ein. Als ich erwache, ist die

Sonne unter- und wieder aufgegangen und leuchtet über dem Chapütschin. Es muß gegen Mittag gehen, schließe ich aus dem Stand der Sonne, und ich habe recht geraten. Meine Uhr zeigt elf.

Drei Tage stehn mir zur Verfügung. Drei Tage nur verbringe ich in diesem gottgesegneten Tal. Ich klettere am Gletscher des Piz Fora umher, horche dem tiefen Schweigen der Bergwelt oder dem Grollen der Gletscher, ziehe talein- und -auswärts, allein, und fühle wie noch nie die Nähe des Schöpfers.

Da wird mir klar, daß man dieses Tal nie verschandeln darf . . . nie . . . nie!

Schon ruft mich die Pflicht. Ich muß zurück in den Alltag. Doch bleibe ich noch eine Weile neben dem Kirchlein stehen, blicke hinauf zum Chapütschin, zum Tremoggia.

Ich weiß nicht recht, wie es mir ist, ich fühle nur, daß es schwer ist, von Val Fex zu gehen.

«Das Leben ist ein ständiges Abschiednehmen», denke ich. Ungewollt, unbewußt betrete ich die kleine Kirche. Wie lange ich drinnen gesessen habe, auch das haftet nur schleierhaft in meiner Erinnerung. Ich weiß aber, daß ich beim Hinausgehen geflüstert habe: «Herr, bewahre Du uns dieses Tal vor . . . !»

Dann überkommt mich eine große Angst. Fluchtartig verlasse ich Gotteshaus und Tal und erreiche Segl rascher als gewöhnlich. Schweißgebadet steige ich in meine «Blechbüchse» ein, lasse den Motor stärker aufheulen als nötig . . . Gas . . . Gas. Ich verlasse die Oberengadiner Seelandschaft so, wie man das offene Grab eines geliebten Kindes verläßt, gewaltsam, aber wenn es doch sein muß, dann rasch . . . weg . . . weg . . . weit weg, um zu vergessen. In Chur tagt seit gestern der Großrat. Abends lese ich in der Zeitung die Berichte seiner Verhandlungen.

Nach ausführlicher Diskussion wird beschlossen, über die Seelandschaft des Oberengadins und über Val Fex ein allgemeines Bauverbot zu verhängen.

Über mein Gesicht huscht ein flüchtiges Lächeln, und in meinem Kopf leuchten Ge-

dankenblitze auf: «Sollte es — trotz Nietzsche — doch einen Gott geben? Sollte die Demokratie als Staatsform doch eine Daseinsberechtigung haben?»

Zwiesprache

Gian Gudench hat das Leben hinter sich. Ein langes, gutes, bewegtes Leben. Freude! Glück! Kampf! Enttäuschung!

Was wissen wir über all diese Dinge auszusagen? So wenig wie über uns selber.

Gian Gudench hatte sein Leben hinter sich an jenem Tag, da er langsam, müde über seine Matten in Surlej schritt.

Es war Mitte Juni. Am Fußwege blühten die Primeln und Enziane und am Seeufer die Trollblumen.

«Voust verer l'Engiadina bella,
ve üna vouta l'an
e que intuorn San Gian!»

«Es ist richtig», flüsterte Gudench und blickte hinter sich, talaufwärts gegen die Margna und den Piz Grevasalvas.

«Ein Wunder, daß die noch stehen», dachte er und mußte über seine eigenen Gedanken lachen.

«Wenn Geld und Technik mit vereinten Kräften sie abtragen könnten, sie würden es bei Gott tun.»

Auf der asphaltierten Straße schlängelte sich langsam eine lange Autokolonne hinauf zur Talstation der Bergbahn, eine andere hinüber zu den Hotels, den Großbauten, den Eigentumswohnungen.

Er gewahrte sie kaum mehr, so sehr hatte er sich daran gewöhnt, hatte sich daran gewöhnen müssen.

Plötzlich sah er einen Mann auf sich zuschreiten. Er wußte nicht recht, woher er gekommen war.

«Ein Fremder», dachte er und fühlte sich doch irgendwie mit ihm vertraut.

«Ich habe Sie erschreckt, Gudench, nicht wahr?»

«Ich weiß nicht recht . . . ich habe Sie nicht erwartet . . . habe Sie nicht kommen sehen . . . ich kenne Sie nicht.»

«Einmal — Sie waren noch ein Bub, eine Kreuzotter hatte Sie gebissen — habe ich lange an Ihrem Bett gestanden, mich auf den Bettrand gesetzt, gehört, wie Sie vor Schmerzen schreien, habe gewartet, Stunden, Tage. Damals dachte ich, Sie kämen mit.»

Gian Gudench lachte.

«Es war noch zu früh, das Leben breitete sich rosenfarbig vor mir aus.»

«Heute liegt es hinter Ihnen.»

«Ja! Sie meinen . . . es wäre an der Zeit, das Häuschen zu verkaufen.» Er deutete mit dem Kopf in die Richtung des väterlichen Hofes.

«Häuschen?» sagte der Fremde.

Gian Gudench nickte. Sie standen jetzt unmittelbar vor dem Heustall.

«Als ich ein Kind war — es ist lange her — hatte Vater ein großes Haus. So groß, daß er damit prahlen konnte. Seither ist all dies entstanden.»

Er blickte zum Waldrand hinüber zu den Hotels, schüttelte bedenklich den Kopf und seufzte.

«Tausendseelenhäuser! Protzige Ungeheuer, die meistens mit erloschenem Auge in die Welt blicken. Kreischende, aufgeplusterte Vögel.»

«Mag sein», machte der Fremde.

«Ja, so ist das *große* Haus des Vaters zu einem Häuschen zusammengeschrumpft und wird gelegentlich ganz in den Boden versenkt werden. Es duckt sich immer, wenn es sieht und hört, wie seine Nachbarn groß angeben, sich in den Himmel recken, gleich dem Turm zu Babel. Es duckt sich wie einer, der sich entschuldigt, daß er überhaupt *ist*.»

Von der Straße her war ein kleines Hupkonzert vernehmbar. Einer, der es eilig hatte, war in der Kolonne vorgefahren. Man hörte einen Automobilisten fluchen.

«Ich glaube, Sie übertreiben, Gudench.»

«Nein, guter Herr, Sie wissen nicht, wie es ist, wenn einem der Strick um den Hals gelegt und immer enger und enger gezogen wird.»

«Ich glaube . . . ich . . .»

«Willst du nicht endlich auch dein Häuschen verkaufen», hat mich vor Jahresfrist ein Makler gefragt.

«Geier kreisen über Surlej», hab' ich ihm zur Antwort gegeben.

«Dafür hab' ich sogar von meiner Frau den Vorwurf eingefangen: ‚Gian, du leidest an Halluzinationen.‘»

«Du bist blind wie ein Maulwurf.»

«Vielleicht solltest du doch einen Nervenarzt aufsuchen.»

«Hörst du sie nicht kreischen?»

«Noch vor Jahresfrist sagtest du, der Föhn fege durchs Tal.»

«Du bist taub wie die Forellen im See.»

«Aber Sie hatten eine gute Frau, ich weiß es», sagte der Fremde.

«Sie wissen es? Ja, sie war immer zu gut. Nur in dieser Sache hat sie mich nie ganz verstanden. Manchmal fühlt man sich einsam, verlassen.»

«Und lebt dann von den Erinnerungen», fügte der Fremde bei.

«Sie wissen alles so genau, als wären sie selber dabei gewesen, als hätten Sie es miterlebt.»

Gian blickte am Fremden vorbei, den Weg zurück, auf dem er gekommen war.

«Ich möchte ihn nicht wieder machen», sagte er leise, beinahe nur zu sich selber.

«Vater erzählte oft und gern, wie er als Kind fast täglich den großen Philosophen hier vorbeischreiten sah. Hin und wieder stand er still und blickte um sich. Er sprach nicht zu den Menschen, nur zu den Bergen, zum See, zu den Wäldern und Blumen und trank gierig wie ein Wüstenwanderer den Nektar der heroisch-idyllischen Landschaft und konnte sich nie satt trinken.»

«Ich habe ihn gut gekannt», sagte Gudenchs Gast «und oft mit ihm gesprochen. Wir waren Freunde.»

«Hatte er Freunde?», fragte Gian Gudench nur so beifällig und hub an, weiter zu erzählen.

«Den Maler habe ich selber als Kind noch erlebt. Hier, vor dem großen väterlichen Haus stand er vor seiner Staffelei. Auch er war ein Wortkarger, der nur selten zu mir sprach, obwohl ich ihm oft stundenlang zuschaute. Ich verstand die kräftige Sprache seiner Pinsel-

striche und der braun-roten Farbtöne zunächst nicht. Erst, als er seinen Namen unter das Bild setzte und anfang, die Pinsel zu waschen, überwältigte mich der Anblick des Gemäldes, und ich mußte weinen. Warum? Es ist müßig, immer nach dem Warum zu fragen. Es übernahm mich einfach.»

«Und dann?»

«Ja . . . Hodler mußte mein Schluchzen gehört haben. Er kehrte sich nach mir um, winkte mich zu sich heran und streichelte mir sachte übers Kruselhaar. ‚Bub‘, sagte er, ‚hab Sorge zu deiner Heimat!‘»

«Sie haben schöne Erinnerungen.»

«Es ist für mich tröstlich zu wissen — man fühlt sich weniger einsam —, daß auch große Menschen dies alles (er zeigte mit einer halb-kreisförmigen Handbewegung auf die Oberengadiner Seelandschaft), dies alles nicht nur gesehen, sondern auch erlebt haben.»

«Heimat», fügte der Gast hinzu.

«Heimat war mir damals ein leeres Wort. Hätte er Heim, Stall, Wiesen, See, Berge gesagt, ich hätte ihn verstanden. Heute weiß ich, was er damals meinte.

Er ist dann gegangen — ich erinnere mich gut — und hat mich allein zurückgelassen.»

Eine Weile schwiegen beide.

«Auch Vater und Mutter sind gegangen und haben mich allein, mit einem großen Hof, zurückgelassen.»

Wieder schwieg er, als hätte er Mühe, vor dem fremden Gast sein ganzes Leben auszubreiten.

«Groß, solange die Geier nicht über Surlej kreisten, meinen Sie.»

«So ist es. Vater hatte Glück. Er hinterließ einen Sohn, als er gehen mußte. Ich habe keinen.»

«Begreiflich, daß die Leute nicht ohne weiteres verstehen, warum Sie Haus und Hof nicht verkaufen wollen.»

Gian Gudench wurde etwas ungeduldig und fing an, nervös umherzutrippeln.

«Gehen Sie mir weg mit Ihrem Warum. Ich muß Boden unter den Füßen haben, Boden, verstehen Sie's auch nicht? Erde, nicht nur Parkett, nicht nur Asphalt. Man fühlt sich

einsam im Alter, von der ganzen Welt unverstanden.»

«Aber die Fremden sind recht mit Ihnen?»

«Recht! Korrekt sogar, wenn Sie wollen. Aber Korrektheit genügt nicht im Umgang mit den Mitmenschen. Wissen Sie das nicht?»
«Und ob ich es weiß! Aber . . . der Mensch tut manches, was er gar nicht tun will.»

«Mag sein . . . mag sein . . . aber kommen Sie mit ins Haus, guter Freund, Sie haben einen weiten Weg hinter sich, sind hungrig und durstig.»

Sie traten ein, und Gian Gudench legte dem Gast Schinken und Bündnerfleisch, Brot und Wein vor. Sie aßen und tranken gemeinsam.

«Ich bin dir nicht gram, daß du zu mir gekommen bist», sagte Gian plötzlich und duzte den Gast, als hätte er ihn erkannt.

«Ich dachte, du kenntest mich nicht.»

«Hm, man kennt dich solange nicht, als man dich nicht kennen will.»

«Und jetzt?»

«Jetzt will ich dich kennen.»

«Und mitkommen?»

«Mitkommen? Als könnte man schlicht und einfach mit ja oder nein darauf antworten.»

«Keineswegs. Ich bin nicht ungeduldig.»

Gian überlegte, schöpfte mühsam Atem und flüsterte kaum vernehmbar: «Nein . . . nein . . . solange nicht, als die Geier über Surlej kreisen.»

«Hast du sie gesehen?»

«Ja, hörst du nicht, wie sie kreischen?»

«Ich höre das Räderwerk der Bergbahnen. Die Eisenstränge sind schlecht geölt.»

«Eisenstränge? Du nennst es so!»

Gudench nickte verneinend mit dem Kopf, biß in ein Stück Brot mit Schinken und trank gierig sein Glas leer.

«Name ist Rauch und Schall», hat Goethe gesagt.

«Mag sein», meinte der Gast, «aber wenn die Geier eines schönen Tages auf dich losgehen, dich bodigen . . .?»

«Dann wird ihr Kreischen wie Hohngelächter tönen», ergänzte Gian Gudench.

Lange Zeit schwiegen beide. Immer gelüstiger verschlangen sie Fleisch und Brot, im-

mer durstiger tranken sie den Wein.

«Und?»

«Ich glaube, dann möchte ich nicht mehr hier sein.»

Der Gast stand auf und lud den Alten mit einer entsprechenden Handbewegung ein, mitzukommen.

Gian Gudench blieb sitzen und reckte sich auf seinem Stuhl, als wolle er wachsen: «Nein, lieber Freund, soweit ist es noch nicht. Setz dich!»

Er gehorchte.

«Dann . . . möchte . . . ich . . . erst . . . recht . . . hier . . . sein.»

«Gian Gudench, du hast ein langes Leben hinter dir. Du warst noch immer ein Mann des festen und raschen Entschlusses.»

Der Alte schüttelte den Kopf und meinte damit: «Es ist schwer, gehen zu wollen und nicht können . . . nicht können.»

«Wie giftige Pfeile werden sie aus der Luft auf dich losschießen. Reiche mir die Hand, Freund!»

«Mögen sie es tun. Ich werde ihnen zeigen, daß man mich nicht bodigen kann. Noch einmal will ich es ihnen zeigen.»

«Vielleicht.»

«Vielleicht?»

Wieder holte er tief und mühsam Atem.

«Vielleicht», sagte er lauter. «Auch du hast mich aufgegeben, auch du gehörst zu denen, die ja sagen und vielleicht meinen. Nein . . . nein . . . wie ein Fels werde ich stehen, wenn sie kommen, werde das Meinige verteidigen, bis der Faden reißt . . .»

Er ließ den Kopf hängen. Er hatte nicht mehr die Kraft, sich aufzurichten.

«Bis der Faden reißt», wiederholte der Gast. «Ich weiß, daß du es tun wirst, daß du es immer getan hast.»

Mit zitternder Hand ergriff Gian noch einmal sein Glas und leerte es bis auf den letzten Tropfen. Dann blickte er den Freund lange leer an und schwieg . . . und schwieg . . . bis jener aufstand, sachte seine Hand ergriff und ihn aus seinem Hause führte.

«Geier kreisen über Surlej», flüsterte Gian Gudench, als er über die Schwelle schritt.

Eulalia schaute mich gutmütig,
fast flehend an . . .

Mit der fertigen Reinschrift des Inserates und des Begleitbriefes trat ich auf meine allerliebste Frau zu, streckte ihr beides hin und sagte: «Sedà, lies!»

Sie las. Einmal, zweimal, dann reichte sie mir wieder beide Zettel und . . . schwieg. Darüber war ich aufrichtig entsetzt. Ein Donnerwetter hatte ich erwartet, ein energisches Stampfen mit dem rechten Fuß, was sie sehr oft auch wegen Kleinigkeiten zu tun pflegte, Stirnerunzeln und ein dezidiertes «Daraus-wird-nichts».

Stattdessen schwieg sie.

«Nanu», fragte ich, «was sagst du dazu?»
«Ich? Nichts!»

Dabei hob und senkte sie gleichgültig die Achseln. Sowas hatte ich noch nie erlebt. Hätten die vier ersten Trompeten der Apokalypse den Weltuntergang zu blasen angefangen, ich glaube, ich wäre ruhiger geblieben als angesichts dieses Schweigens, das nach meinem gesunden Menschenverstand — ich bilde mir ein, sowas zu besitzen — nur die verhängnisvolle Ruhe vor einem noch verhängnisvolleren Sturm sein konnte.

Ich hätte *ihr* Schweigen mit *meinem* Schweigen quittieren können. Aber weiß der «Gugger», der Teufel stach mich, sie noch mehr zu reizen, und ich sagte: «Gut, dann werde ich *also* (ich betonte es bewußt und auffallend) das Inserat aufgeben.»

«Ich hoffe es.»

Nein, ich mußte sie mißverstanden haben und fragte: «Wie?»

«Ich . . . hoffe . . . es», sagte sie ebenso lakonisch wie das erstemal und betonte ebenfalls Wort für Wort.

Das war nun wirklich zuviel. Eigentlich wollte ich aufbegehren, mit Händen und Füßen fuchteln, besonders mit den Füßen, schreien, daß die Fensterscheiben klirrten: «Bist du eigentlich verrückt, bei einem so wichtigen Eheproblem überhaupt keine Stellung zu beziehen und achselschüttelnd mir die ganze Verantwortung aufzubürden?» Typisch Frau! Das ganze Jahr führen sie das große

Wort, geht es aber um Wesentliches, schieben sie mit einer gleichgültigen Handbewegung die Verantwortung dem Mann zu. Ja, das und noch viel mehr wollte ich ihr sagen. Aber ich schwieg, wie immer in ähnlichen Situationen.

Ich hatte ihr meine Absicht endgültig und schwarz auf weiß kundgetan und konnte unmöglich zurückkriechen. Nur so im Handumdrehen der eigenen Frau gegenüber klein beigeben, daß man . . . nein, das ging einfach nicht. Es hätte die Beerdigung meiner gesamten ehelichen Autorität bedeutet. Also fing ich an zu schwatzen. Wortschwälle sind noch immer ausgezeichnete, blutstillende Pflaster gewesen.

«Schau, liebe Annatina (ich sagte ‚liebe‘ und sah, wie sie dabei leicht zusammenzuckte), ich bin nicht der einzige, der Grund und Boden verkaufen will. Schau dir das Dörfchen an, das in den letzten Jahren entstanden ist, und die Bodenpreise sind gut . . . man wird reich . . . wir können uns was anderes leisten . . . rings um das Dorf sind neue, kleine Dörfchen entstanden . . .»

«Mit Häusern, die meistens blind sind», ergänzte mich meine Frau.

«Nanu, blind oder nicht blind, sie sind neu, und denk dir» — ich wußte, daß meine Frau in der Lokalgeschichte gut bewandert war und sie gern als Illustration zu ihren Behauptungen heranzog — «denk an die alten Pontresiner, die am Bernina oben den Bondaskern eine ganze Alp um einen Sack Kastanien verkauft haben.»

Ich blickte meiner Frau ins Gesicht und hoffte, ein Lächeln zu entdecken. Aber o weh! Mit dieser Bemerkung mußte ich ihr den allerletzten Nerv ausgerissen haben; denn sie schwieg wieder, kehrte sich um und ging.

Auch ich ging — auf die Post, wo ich den Brief an die Inseratenabteilung des Lokalblattes «per Chargé» aufgab.

In den nächsten Tagen geschah nichts . . . wirklich nichts. Unser Dialog beschränkte sich auf ein knappes «guete Tag» und auf ein ebenso tonloses «guet Nacht». Auch dies nur, um das Wort nicht ganz abzubrechen.

Einmal sagte ich: «Die Eulalia (so hieß unsere prämierte Kuh) hat gekalbert, eine Hüde.»

Sie sagte: «So.»

Da mir im Moment kein kürzerer Satz einfiel, um das eingefädelte Gespräch fortzusetzen, schwieg ich auch.

Las ich in der Stube die Zeitung, schaute sie sich am Fernsehen einen Krimi an, vertiefte sie sich in die Geschichte ihrer Wochenzeitung, drehte ich den Radioapparat auf.

Das im übrigen zwischen mir und meiner Frau liebevolle Verhältnis erfuhr erst eine Änderung, als am dritten Abend das Lokalblatt erschien.

Ich schlug es gespannt auf, und — groß strahlte mir entgegen:

Zu verkaufen

Bauernhof mit viel Umschwung in schöner, erschlossener, baureifer Lage.

Anfragen an Telefon-Nummer (082) 6 56 65

Ich nickte beifällig und siegesbewußt. Zum erstenmal in meinem Leben hielt ich etwas Eigenes, Gedrucktes vor mir, und ich darf sagen, daß ich den Text stilistisch ausgezeichnet fand. Erschlossen . . . baureif. Ich las es und las es wieder und schob dann die offene Zeitung so unauffällig als möglich Annatina zu, die ausnahmsweise am Tische saß und strickte. Sie tat, als hätte sie's nicht beachtet, schielte aber doch aus den Augenwinkeln flüchtig aufs Blatt. Ich sah's genau und dachte: «Jetzt wird sie zusammenfahren, aufbegehren und sagen, sie werde den Hof auf keinen Fall verlassen usw. usw.»

Man hätte ja schließlich darüber reden können. Aber nichts von alledem, sondern nur wieder jenes zähe, unheilverkündende Schweigen. Auch mein schadenfrohes Lächeln, das sie beachtet haben mußte, vermochte nicht, sie aus ihrer Stummheit herauszulocken.

Im Bett löschte sie sofort das Licht. Gestern abend hatte ich das offizielle «guet Nacht» gesprochen, heute abend war sie an der Reihe, und sie erfüllte beispielhaft ihre Pflicht und sagte also: «Guet Nacht.»

Aber kaum wiegten wir uns im ersten, tiefen Schlaf, klingelte das Telefon.

«Wer mag das sein?» fragte ich schlaftrunken und zündete mechanisch das Licht an. «Es ist zehn Uhr vorbei.»

Annatina rührte sich nicht, also kroch ich aus den Federn, stieg mühsam in den unteren Stock und hängte den Hörer ab.

«Hallo!»

«Comment allo, qui parle?»

«Wie, bitte?»

«Non, non, pas pitié, ik Ihr will Aus kafen.»

«Was? Kaffee! Sie sind wohl besoffen, junger Mann. Suchen Sie sich einen dümmeren als mich, der Ihnen kurz vor Mitternacht noch Kaffee braut.»

Ich hängte den Hörer wieder ein und stieg ins Bett.

Ich war wütend. Um den Schlaf wieder zu finden, fing ich an zu zählen und war erst auf 2537 gekommen, als es wieder klingelte.

Dem Mund meiner lieben Frau entschlüpfte etwas wie ein halbunterdrücktes Ach.

Ich selber war rasch wieder am Apparat.

«Hallo», rief ich laut in den Apparat hinein.

Die Gegenstimme tönte von weit, weit her.

«Guten Abend, Herr Jaschen Garlin.»

«Jachen Carlin, bitte.»

«Na, gut, ja. Also Jatschen. Sie haben einen Hof zu verkaufen.»

«Ja, das ist richtig. Aber sagen Sie, lieber Herr, woher läuten Sie mir an? Es tönt, als wären Sie auf dem Mond.»

«Ne, ne, so weit nicht, aber von Hamburg.»

«Ums Himmels willen, von Hamburg, das ist ja . . . warten Sie einmal . . . das ist . . .»

«In der Bundesrepublik.»

«Na . . . und, was wünschen Sie?»

«Ich möchte Ihren Hof kaufen.»

Ich war einer Ohnmacht nahe. Vor vier Stunden war das Inserat erschienen, und schon telefonierte einer aus Hamburg.

«Sagen Sie mir, guter Mann, zuerst, woher Sie erfahren haben, daß ich meinen Hof verkaufe.»

«Wir haben doch unsere Gewährsleute in der Schweiz.»

«Aha!!! Ja . . . und jetzt möchten Sie's kaufen . . . nur so, mir nichts, dir nichts, um Mitternacht . . . am Telefon.»

«Ja.»

«Sie haben den Hof nicht gesehen, kennen den Preis nicht. Er ist teuer.»

«Spielt keine Rolle, ich kaufe alles, zu jedem Preis.»

Mir fiel plötzlich meine Frau ein, und ich sagte: «Neinein, neinein, so rasch schießen die Preußen bei uns nicht. Kommen Sie morgen vorbei!» und hängte auf.

«Wollte jemand deinen Hof kaufen?» fragte meine Frau.

«Neinein, ein Betrunkener . . . falsch verbunden . . .» log ich.

Das war unser längstes Gespräch seit drei Tagen. Darob freute ich mich und dachte, sie erwache langsam aus ihrer Lethargie.

Sofort fiel ich in tiefen Schlaf, und sofort hörte ich wieder: prrr . . . prrr . . . prrr, aufdringlich, wie es mir schien.

Diesmal stöhnte *ich* und dachte: «Meinetwegen . . . kannst mir . . .»

Aber es könnte ein Unglück geschehen sein . . . das Haus des Nachbarn brennen . . . eine Lawine . . . ein Bergsturz . . . Mit einem Satz war ich draußen und drunten und hielt den Hörer in der Hand.

«Was wollen Sie eigentlich zum Donnerwetter?»

No . . . no . . . not Donnauetta. I should like to . . .»

«Was schuten Sie leiken? Tsching tschang tschung, meinen Sie, ich verkaufe meinen Hof einem Chinesen? Kommt nicht in Frage.»

Ich hängte auf, meinte aber bestimmt, am anderen Drahtende noch fluchen zu hören.

Ich setzte mich einen Augenblick, um auszuschnaufen, da hörte ich Tritte vor dem Haus. Ich dachte an Einbrecher, ging rasch in die Stube, entsicherte meinen Browning und steckte ihn in die rechte Tasche meines Morgenrockes. Da klingelte die Hausglocke. Vor der Türe standen zwei Männer. Einer trug eine braune Mappe unter dem Arm, der andere einen dicken Stock in der Linken. Seine Rechte stak in der Manteltasche. Sie

waren nicht maskiert, und doch dachte ich: «Jetzt wird er die Waffe zücken», und umfaßte fester den Griff meines Brownings.

«Buona sera, buona sera, signor Carlin.»

«Was buona sera? Piuttosto buon giorno.»

Damit waren meine Italienisch-Kenntnisse erschöpft, und ich fuhr deutsch fort:

«Meine Herren, es ist immerhin halb drei morgens. Was wünschen Sie zu so früher Stunde?»

«Ah, caro signor Carlin! Aben wollen erste sein . . . Of caufen . . .»

«Auch Sie? Soll der Teufel alle Käufer holen und sie bis zum jüngsten Tag in der Hölle behalten!»

Sie drängten sich vor und wollten den Eingang ins Haus erzwingen. Mit breitgespreizten Beinen stellte ich mich davor. Plötzlich fühlte ich mich stark und mutig.

«Hören Sie», sagte ich, «wenn Sie nicht sofort mein Haus verlassen, werde ich Sie standrechtlich erschießen» und zog meinen Browning.

«Ich verkaufe mein Haus nur morgens zwischen acht und neun.»

Warum ich gerade standrechtlich sagte, weiß ich nicht. Aber es wirkte. Sie machten rechtsum kehrt, der eine sagte «andiamo», der andere «e matto» und gingen.

Ich war erschöpft. Wutschnaubend trat ich in die Stube. Nein, ins Bett wollte ich nicht mehr gehen. In den nächsten fünf Minuten würde doch wieder das Telefon oder die Hausglocke läuten. Ich wartete zuerst stehend, dann sitzend, aber vergebens. Scheinbar wollte niemand mehr mein Haus kaufen, jedenfalls nicht bei Nacht.

Vom Kirchturm schlug es fünf Uhr. Ich zog mich an und ging in den Stall, wo es wohliger warm war, wie es mir schien. Und die Kühe schauten mich aus großen Augen gutmütig, fast flehend an und machten «muh», und ich sagte: «Ja, ja, Eulalia, ich weiß, was du meinst» und tätschelte ihr den Hals.

Es war neun Uhr morgens. Der Stalldienst beendet. Ich saß an der Frühlingssonne auf dem Bänkchen vor der Haustüre und ver-

suchte meine Gedanken zu ordnen, als eine kleinere Gruppe Männer auf mich zuschritt.

«Guten Morgen, Herr Carlin, guten Morgen . . . guten Morgen . . .»

«Wir möchten . . .»

«Nein, *wir* möchten . . .»

«Wir waren zuerst . . .»

«Ich biete mehr . . .»

«Ich . . .»

«Du . . .?»

«Herr Carlin! Sagen Sie *mir* zu!»

«Nein, uns . . .»

«Ihrem Freund . . .»

«Ihrem Verwandten . . .»

«Wir zahlen bar . . .»

«Jeden Preis . . .»

«Hier . . .» Er zeigte ein dickes Bündel Banknoten.

Jeder drängte sich vor und schob seinen Nachbar zurück. Man schrie, man puffte nach rechts und nach links. Mir blieb nicht nur die Spucke, sondern auch die Sprache weg, und da ich keine Lust verspürte, mich in ihre höchst privaten Angelegenheiten einzumischen, konnte ich nicht verhindern, daß ein kleines Handgemenge entstand. Sie fielen hin,

einzelnd und in Rotten, und das an Frieden gewohnte Rundpflaster vor meinem Haus entsetzte sich ob solcher Machenschaften und schlug wacker zurück. Zerschlagen und verbeult standen sie wieder auf und schauten mich und einander entgeistert an.

Obwohl ich mich müde, übernächtigt, apathisch fühlte, benützte ich einen ruhigeren Augenblick, um mich der Zudringlichkeit dieses Pöbels zu entledigen.

«Meine Herren! Sie sind alle zu spät. Ich habe mein Haus vor einer Viertelstunde verkauft», log ich.

Sie gingen, ohne sich zu verabschieden.

Und ich? Ich schnitt einen Karton zurecht, schrieb darauf: «Mein Haus ist *nicht* verkäuflich» und nagelte den Karton an die nächste Telegraphenstange.

Dabei mußte meine Frau mir aus dem Stubenfenster zugeschaut haben. Als ich mich umkehrte, stand sie auf der Türschwelle, lachte über das ganze Gesicht, vielleicht ein wenig schadenfroh, umarmte mich und sagte: «So.»

Und ich schwieg diesmal nicht, sondern sagte auch: «So.»